

Die Wanderung des Hans im Glück

Autor(en): **Hofer-Werner, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **74 (1970)**

Heft 3

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-319750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Wanderung des Hans im Glück

Von Gertrud Hofer-Werner

Lohnt es sich, als erwachsener Mensch noch einmal zu der einfältigen Geschichte des Hans im Glück zurückzukehren, zu jenem gutmütigen Lappi, der auf dem Heimweg seinen Lohn, einen Klumpen aus Gold, gegen ein Pferd, dieses gegen eine Kuh, die Kuh gegen ein Schwein, das Schwein gegen eine Gans, die Gans gegen einen Schleifstein eintauscht, den er, weil er ihm zur Last fällt, in einen Brunnen versenkt, so daß er mit leeren Händen nach Hause kommt? Jedes Tauschobjekt, erst heiß begehrt, bringt ihn in Schwierigkeiten und verleidet ihm. Sein Glück besteht darin, seinen Gewinn loszuwerden. Das Grimm-Märchen scheint ein simpler Schwank zu sein vom dummen Hans, der vom Klügeren übers Ohr gehauen wird und bis zuletzt im Glauben bleibt, das große Los gezogen zu haben —, eine Schildbürger oder Merliger Geschichte.

Doch wahrscheinlich ist die alte Erzählung auch noch ganz anders gemeint. Die alten Volkserzähler vermochten mit einem Märchen sehr viel zu sagen. Sie ließen beim Erzählen und Wiedererzählen Hintergründe aufblitzen, benutzten Bilder als Sinnbilder und Redewendungen als Schicksalswendungen.

«Herr, meine Zeit ist herum»,

sagt Hans zu seinem Meister, nachdem er ihm sieben Jahre treu gedient hat. *«Nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn.»* *«Deine Zeit ist um»,* sagen bei Novalis die Verstorbenen zum Lebenden. Sieben Jahre bedeuten im Märchen immer, den sieben Wandelsternen entsprechend, die Vollendung eines Zeitablaufes. Die Sieben hat immer zu tun mit Wandlung, Reife, Anfang, Ende.

Der Knecht hat dem Meister treu gedient, seine Zeit ist herum, er tritt den Weg in die ewige Heimat an. Er weiß das und nimmt Abschied. Daß er zu der *«Mutter»* zurück will, möge niemanden stören. Der Psychologe und der Religionswissenschaftler wissen, was damit gemeint ist. In Träumen und im Volksglauben spielt die Himmelsmutter eine mindestens so wichtige Rolle wie der Herr der Welt.

Wie der Dienst war, so soll der Lohn sein,

sagt der Meister, und Hans erhält einen *«Klumpen»* Goldes. Nicht einen goldenen Ring, Abbild der Sonne und des Mondes, nicht goldene Haare, was ein Sinnbild ist für Weisheit, nicht goldene Schuhe, nichts kunstvoll Gestaltetes, das hinwies auf geistigen Lohn. Es ist ein irdischer Wert. *«Es ist zwar Gold»,* sagt Hans zu dem Reiter, den er unterwegs antrifft und um dessen Pferd er ihn beneidet,

«aber ich kann den Kopf dabei nicht gerade halten (!), auch drückt mir's auf die Schulter.» Der materielle Besitz nimmt ihm seine Freiheit und drückt ihn. Was er auf Erden gewonnen hat, ist ihm nun eine Last. Er kann das Gold nicht in den Himmel nehmen. Wie er den frischen, fröhlichen Reiter erblickt, möchte er mit ihm tauschen.

Der Tausch mit dem Pferd

Die Tiere im Märchen bedeuten unbewußte Seelenkräfte. Wenn im Märchen Menschen sich in Tiere verwandeln, so wird damit ausgesprochen, daß der Mensch die Herrschaft seines Bewußtseins, seinen freien, verantwortlichen Willen verliert. Er wird unmenschlich. Das Bild des Kentaur und des Reiters sind Sinnbilder für den Menschen überhaupt: Mensch und Tier sind miteinander verbunden wie das Bewußte mit dem Unbewußten, doch so, daß das Bewußtsein, der Reiter, oben sitzt und das Tier lenkt. Der Mensch ist ein Bürger zweier Welten, der Welt der niedrigen, tierischen und der Welt der höheren, geistigen Kräfte.

Wenn das Märchen Hans im Glück den Helden vorerst zusammenbringt mit dem Pferd, so hat er es zu tun mit einem vitalen, aber doch edlen Instinkt, der den Menschen trägt, ihm dient und ihn unter Umständen in die Höhe trägt wie Pegasus, oder führt, so wie Gri-guljet, das Gralspferd, Parzival den rechten Weg weist im Augenblick, da er verzweifelt ist und die Zügel fallen gelassen hat.

In der Jugend wird in Mensch noch stark getragen von seinem Unbewußten. Er darf sich oft auf seine Impulse verlassen. Er wird in seinen Beruf, in seine geistige Heimat, zum Lebensgefährten «geführt». Von Kindern und Jugendlichen sagt man etwa, sie hätten einen Schutzengel.

Je älter der Mensch wird, desto mehr muß er denken, selber prüfen, bewußt und verantwortlich entscheiden. Darum fällt einem älteren Menschen das Wählen viel schwerer als einem jungen. Auf dem Weg, den Hans geht, wird ein Mensch nicht mehr getragen, er muß den Heimweg selber gehen, zu Fuß. Früher ist Hans wohl oft geritten und gut geritten.

Aber jetzt wirft das Pferd Hans ab. Die vitalen Instinkte helfen ihm nicht mehr leben, im Gegenteil. Hans liegt im Straßengraben, und das Pferd wäre durchgegangen, wenn nicht ein Bauer es aufgehalten hätte, der des Weges gekommen war und eine Kuh vor sich hertrieb.

Die Kuh und das Schwein

Wer alt wird, wandelt gar nicht immer auf den Pfaden des Geistes. Hat einmal das Pferd den Menschen abgeworfen, ist die Zeit der Liebe und der vitalen Schaffenskraft vorbei, so tröstet er sich gern mit Essen und Trinken. Er nimmt am Leibe zu statt am Geist.

Eine gute Mahlzeit, das Restaurant, der Wein, die Zigarre nehmen im Leben und Denken einen beträchtlichen Raum ein. Hans tauscht das wilde Pferd ein gegen die behäbige Kuh, die den ganzen Tag frißt oder wiederkäut und dafür Milch gibt. Sie ist das Bild der Verdauung und der Freude an irdischer Nahrung. *«Hab ich nur ein Stück Brot, und daran wird mir's doch nicht fehlen, so kann ich, so oft mir's beliebt, Butter und Käse dazu essen; hab ich Durst, so melk ich meine Kuh und trinke Milch, Herz, was verlangst du mehr?»*, so denkt Hans, während er gemächlich seine Kuh vor sich hertreibt. Die Liebe zur Kuh geht durch den Magen. Und da er an den Magen denkt, steht er denn auch unversehens vor einem Wirtshaus. *«Er macht Halt, ißt in seiner großen Freude alles, was er bei sich hat, sein Mittags- und Abendbrot, rein auf und läßt sich für seine letzten paar Heller ein halbes Glas Bier einschenken.»* Dann geht er weiter, es wird Mittag, die Hitze drückt, vor Durst klebt ihm die Zunge am Gaumen. Jetzt ist der Augenblick gekommen: die Kuh soll gemolken werden. Er bindet sie an einen *«dürren Baum»*, und da er *«keinen Eimer hat, so stellt er seine Ledermütze unter»*. Er stellt sich ungeschickt an. Die Kuh gibt keinen Tropfen Milch, und schließlich schlägt sie ihn so vor den Kopf, daß er zu Boden taumelt und die Besinnung verliert.

Deutlich wird da gezeigt: Hans hat in seiner Begier die Besinnung verloren. Übrigens ist die Kuh alt, taugt nur noch zum Schlachten. Der dürre Baum, die alte Kuh, der fehlende Eimer, das alles sind Hinweise auf die Hinfälligkeit des leiblichen Lebens. Von dieser aber will Hans noch nichts wissen. Nun handelt er, da ein Metzger mit einem jungen Schwein des Weges kommt, sein Tier ein gegen das Ferkel, das der Metzger ihm anbietet. Ihm schmeckt Schweinefleisch, und er freut sich auf die Würste.

Wie die Kuh, doch noch pointierter, ist das Schwein ein Bild der Freßlust, leiblichen Wohlbehagens, leiblicher Gesundheit, vielleicht weniger ein Bild als eine Karikatur. Hans erhält das Tier vom Metzger, der es eben stechen wollte.

Hier macht die Geschichte im Ablauf der Handlung eine Zäsur.

Hans beginnt zu denken.

Er besinnt sich auf alles, was ihm bisher widerfahren ist und wie ihm alles zum Guten ausgeschlagen hat. Bald findet er einen Wandergesellen, dem er seine Erlebnisse erzählt. Der junge Begleiter, der mit einer Gans unter dem Arm auf dem Wege ist zu einem Kindstauschmaus, macht ihn jedoch stutzig und jagt ihm Angst ein. Mit seinem Schwein (mit seinem Glück) sei es nicht richtig, redet er ihm ein. In dem Dorf, durch das er eben hergekommen, sei dem Dorfschulzen ein Schwein aus dem Stall gestohlen worden. Er fürchte, er fürchte, Hans führe just dieses Schwein an seinem Strick. Das gebe einen schlimmen Handel, wenn man ihn erwische. Mit dieser List bringt der Bursche Hans dazu, sein Schwein gegen die

Gans einzutauschen. Hans läßt es fahren im Gedanken daran, daß es ihm nicht ganz rechtmäßig gehöre.

Der Bursche, der aufgetreten ist (wiederum ein Stück seiner selbst), weckt Zweifel an seinem Recht, das Schwein als seinen Besitz zu betrachten. Aller Besitz geht von Hand zu Hand, das Leibliche von Verwandlung zu Verwandlung. Wer darf sich schon Besitzer nennen von Geld und Gut, Frau und Kind, Leib, Wohlleben, Gesundheit, Glück?

Die Gans

Da Hans das Schwein fahren läßt, ist er ein anderer geworden. Das zeigt sich darin, daß er nun die Wanderung fortsetzt mit einem Vogel, der Gans, die für einen Tauschmaus bestimmt war. Jedes Tier, das er bisher mit sich geführt hat, ist ja ein Teil und Ausdruck seiner selbst gewesen. Die Kuh, das Schwein sind Sinnbilder der Leiblichkeit. Anders der Vogel.

Er ist leicht, er hat Flügel. Er ist weiß. Sein Reich ist die Luft. In der Mythologie ist der Vogel ein Bote zwischen Himmel und Erde, zwischen der irdischen Welt und dem Reich der Toten oder der Götter. Hans denkt nun nicht mehr nur an den Braten und an das Gänsefett, das er eingehandelt hat. Er denkt auch *«an die schönen weißen Federn; die laß ich mir in mein Kopfkissen stopfen, und darauf will ich wohl eingewiegt schlafen»*. Freilich ist die Gans noch ein plumper Vogel und ein fetter Braten. Und doch, sie erinnert ihn an die Heimat. Er geht, die Gans unter dem Arm, *«der Heimat zu»*.

Der Scherenschleifer

Hans kommt durch das *«letzte Dorf»*. Da steht ein Scherenschleifer mit seinem Karren, sein Rad schnurrt, und er singt dazu:

Ich schleife die Schere und drehe geschwind
und hänge mein Mäntelchen nach dem Wind.

Sei da nun ein Scherenschleifer oder ein Schnitter oder die Parze mit dem schnurrenden Rad, die den Lebensfaden spinnt und anschneidet, diese Gestalt erinnert an den Schnitter Tod:

Heut wetzt er das Messer,
es schneidet schon viel besser,
bald wird er drein schneiden,
wir müssen's nur leiden.

Der Scherenschleifer steht in Verbindung mit dem *«Wind»*, der Gottheit, die den Odem einbläst, deren Hauch belebt oder tötet.

Hans muß ihm Rechenschaft ablegen über das, was er erlebt hat, in rückläufiger Abfolge. Der Scherenschleifer spricht im Imperativ: Ihr *müßt* ein Schleifer werden, ihr *sollt* mir eure Gans geben. Er spiegelt ihm vor, sein Handwerk habe goldenen Boden; damit nimmt er ihm seinen Vogel ab und gibt ihm dafür den Wetzstein.

Die Steine

Da der Wetzstein schadhaf ist, legt er dazu einen gewöhnlichen schweren Feldstein, daran soll er die Nägel geradeklopfen. Der Stein, die Versteinerung sind Bilder der toten Materie. Was Hans noch bleibt auf der letzten Strecke Weges, nach dem letzten Dorf, ist sein schadhafter, schwerer Leib, aus Erde gemacht, für die Erde bestimmt. Merkwürdig, daß die Rede ist von zwei Steinen, einem geschliffenen, schadhaf gewordenen, und einem gewöhnlichen Feldstein. Alles am Menschen, auch sein Leib, ist einesteils zugeschliffen, ein Stück Kultur, andernteils gegeben, ein Stück Natur.

Wie Hans nun keinen Besitz mehr zu hüten und zu verantworten hat als nur noch seine eigene Erdschwere, wie er frei geworden ist von den tierischen Begierden, leuchten seine Augen vor Freude. «*Ich muß in einer Glückshaut, als Sonntagskind, geboren sein.*» Aber er wird müde. Er kann nur mit Mühe weitergehen und muß jeden Augenblick haltmachen. Dabei drücken ihn die Steine ganz erbärmlich. Da kann er sich des Gedankens nicht erwehren, wie gut es wäre, wenn er sie gerade jetzt nicht zu tragen brauchte.



In der Zeichnung *Hans im Glück* eines nervösen, anlehenden, mädchenhaft wirkenden Elfjährigen wirft er den Stein nicht bloß «versehentlich», sondern mit aktivem Schwung in den Brunnen. So sehr fühlt er sich zu seiner Mutter hingezogen.

Der Trunk und die Heimkehr

Wie eine Schnecke kommt Hans zu einem Feldbrunnen geschlichen. Da will er ruhen und sich an einem frischen Trunk laben. Die Steine legt er bedächtig neben sich, um sie beim Niedersitzen nicht zu beschädigen.

Der Brunnen erinnert an das Märchen vom Wasser des Lebens, an den Jungbrunnen, aber auch an den Fluß Lethe, das Wasser des Vergessens, das zwischen Lebenden und Toten fließt. Es befindet sich am Ende der Welt. Durch einen Brunnen springen Gold- und Pechmarie ins jenseitige Reich der Frau Holle. Aus dem Wasser kommt alles Leben, alle Formen hinwiederum lösen sich im Wasser auf. Es ist Anfang und Ende eines kosmischen Kreislaufes, Ur- und Endzustand. Jesus spricht zur Samariterin am Jakobsbrunnen: «*Wer von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht mehr dürsten. Vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe, in ihm zu einem Quell, der fortströmt ins ewige Leben.*»

Wie sich Hans zum Trinken bückt, stößt er an die Steine auf dem Brunnenrand. Er sieht sie in der Tiefe versinken.

Da springt Hans vor Freuden auf, kniet nieder und dankt Gott mit Tränen in den Augen, daß er ihm auch diese Gnade noch erwiesen und ihn, ohne daß er sich einen Vorwurf zu machen brauchte, von den Steinen befreit hat, die ihm allein noch hinderlich gewesen waren. Mit leichtem Herzen und frei von aller Last springt er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter ist.

Das Töchterchen des Witwers

Rumänische Märchen haben eine erstaunliche Spannweite. Sie schildern mit der gleichen Intensität wilde Drachenkämpfe und zauberhafte Feengärten. Sie führen uns bald an den Hof eines Kaisers oder großen Bojaren, bald in die armselige Hütte eines Tagelöhners im Vorland der Karpathen. Die Sprache ist anschaulich und farbig, scheut zuweilen vor drastischen Vergleichen nicht zurück, kann jedoch auch von großer Innigkeit getragen sein, so daß eine der Legende angemessene Stimmung entsteht. Ein starkes lyrisches Element, das die ganze Volksliteratur durchzieht, bringen rumänische Forscher in Zusammenhang mit der Urbevölkerung des Landes. Diese bestand aus dakischgetischen Hirtenstämmen.

Im vorliegenden Stück schimmert das Motiv der *Frau Holle* durch. Es ist aber völlig in die Sphäre des rumänischen Volkslebens eingetaucht und läßt uns daher die bekannte Problemstellung auf durchaus neue Weise erleben. Die in einer jenseitigen Welt herrschende Gestalt, die das Tun und Lassen der beiden Schwestern gerecht beurteilt, ist hier die heilige Venus, und ihr Reich trägt Züge der archaischen «*Herrin der Tiere*», deren Kult sich von Kleinasien aus verbreitete. — Die Aufforderung, den Kopf zu kraulen, wörtlich «*Suche mir am Kopf*» (nämlich Läuschen), kommt häufig vor. Sie verbürgt ein ungestörtes Ruhen. — Lorbeerlaub essen heißt von Sinnen sein.

A. K.-H.